

Leseprobe aus:

Jonathan Franzen

Das Kraus-Projekt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DAS KRAUS-PROJEKT*)

**AUFSÄTZE VON
KARL KRAUS**

mit Anmerkungen von

***) Jonathan Franzen**

Unter Mitarbeit von
Paul Reitter und Daniel Kehlmann

Aus dem Englischen
von Bettina Abarbanell

Rowohlt

Die zweisprachige Originalausgabe, die auch die von Jonathan Franzen stammenden Übersetzungen der Kraus'schen Aufsätze ins Englische enthält, erschien 2013 unter dem Titel *The Kraus Project* im Verlag Farrar, Straus and Giroux, New York.

Die hier versammelten Aufsätze und Nachworte von Karl Kraus, erschienen in den Jahren 1910 bis 1917, folgen dem Wortlaut der Ausgabe *Karl Kraus: Untergang der Welt durch schwarze Magie*, herausgegeben von Christian Wagenknecht (Frankfurt am Main 1989). Das Gedicht «Man frage nicht ...» erschien erstmals in der 888. Ausgabe der *Fackel* im Oktober 1933.

1. Auflage Dezember 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Kraus Project» Copyright © 2013 by Jonathan Franzen

Die Zitate auf den Seiten 176 f.

aus Thomas Pynchons 1981 im Rowohlt Verlag

auf Deutsch veröffentlichtem Roman *Die Enden der Parabel*
folgen der Übersetzung von Elfriede Jelinek und Thomas Piltz.

Alle Rechte vorbehalten

Satz aus der Mercury PostScript, PageOne, bei

Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 02136 8

Für Doris Avery und
in Erinnerung an
George Avery

INHALT

Heine und die Folgen (1910) 9

Nestroy und die Nachwelt (1912) 127

Nachwort zu «Heine und die Folgen» (1911) 257

Zwischen den Lebensrichtungen. Schlusswort
[zu «Heine und die Folgen»] (1917) 287

Man frage nicht ... (1933) 299

Danksagungen 303

HEINE UND DIE FOLGEN¹⁾

1. Neben Goethe war Heinrich Heine (1797–1856) der berühmteste deutsche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Bekannt war er nicht für seine Romane (er hat keine geschrieben), seine Theaterstücke (sie wurden nie oft aufgeführt) oder sein Denken (es war bewusst unsystematisch), sondern für seine Lyrik und die so unverwechselbar geistreichen, ironischen Reportagen, Reiseberichte und Polemiken. Jeder Deutsche konnte Aphorismen von ihm zitieren (z. B. «Je besser ich die Menschen kenne, desto mehr liebe ich die Hunde») und Gedichte von ihm aufsagen (außergewöhnlich viele wurden vertont), und sein Stil wie seine Anschauungen machten ihn international zu einer faszinierenden Persönlichkeit. Zwar hatte er etwas von der Streitlust, dem politischen Ehrgeiz und dem selbstdarstellerischen Talent Norman Mailers und von der Zitierbarkeit Mark Twains, aber sein Nachruhm lässt sich eher mit der Popularität eines Bob Dylan als mit der eines Schriftstellers vergleichen. Für seine zahlreichen Bewunderer, insbesondere in Frankreich, war Heines Flucht 1831 vor der deutschen Repression ins Pariser «Exil» ein Ereignis von kultartiger Bedeutung, ähnlich dem Moment, als Dylan beim Newport Folk Festival 1965 zur E-Gitarre wechselte. Wie Dylan war Heine ein Jude, der zum Christentum konvertiert war (für Heine ein frühes, demütigendes Berufserfordernis), doch in den Au-

gen seiner Leser blieb er unverkennbar Jude, und der Leser dieses Aufsatzes sollte im Hinterkopf behalten, dass Karl Kraus' Versuch, Heines Ruf zu ruinieren, nicht nur ein Angriff auf einen Pop-Heroen Dylan'schen Formats war, sondern auch eine Salve in den Kulturkriegen des Antisemitismus und Zionismus, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Österreich wüteten.

Karl Kraus (1874–1936) war ein österreichischer Satiriker und eine zentrale Figur im bekanntlich reichen Wiener Geistesleben des Fin de Siècle. Von 1899 bis zu seinem Tod gab er die richtungweisende Zeitschrift *Die Fackel* heraus, die er auch selbst verlegte; ab 1911 war er außerdem ihr einziger Autor. Obwohl davon auszugehen ist, dass Kraus Blogs verabscheut hätte, ähnelte *Die Fackel* doch insofern einem Blog, als von Freud über Kafka bis zu Walter Benjamin praktisch jeder, der in der deutschsprachigen Welt etwas galt, sie lesen und eine Haltung zu ihr haben zu müssen glaubte. Kraus ließ sich mit seinen zahlreichen Aphorismen nicht weniger gut zitieren als Heine – «Kein Zweifel, der Hund ist treu. Aber sollen wir uns deshalb ein Beispiel an ihm nehmen? Er ist doch dem Menschen treu und nicht dem Hund» –, und auf dem Höhepunkt seiner Popularität zog es Tausende zu seinen öffentlichen Lesungen.

In späteren Fußnoten werde ich erzählen, wie es dazu kam, dass ich unter Kraus' Bann geriet und mich daran machte, *Heine und die Folgen* zu übersetzen, einen Text – Aufsatz/Polemik/Satire/Manifest –, der 1910 als Broschüre und 1911 in *Die Fackel* erschien und, wie so viele von Kraus' besten Werken, englischsprachige Übersetzer bis dato abgeschreckt hat. Vorerst möchte ich nur ein wenig um Geduld mit Kraus' Prosa bitten. Er ist auch auf Deutsch schwer zu lesen – absichtlich schwer. Kraus war die Geißel des

Wegwerfjournalismus und ein Verfechter der wechselseitigen Durchdringung von Form und Inhalt, und für seine Anhänger (er hatte eine sektenartige Anhängerschaft) stellte sein dichter, kompliziert verschlüsselter Stil eine begrüßenswerte Hürde dar; er hielt die Uneingeweihten draußen. Kraus selbst sagte über den Kritiker und Dramatiker Adolf Bartels, den er hier attackieren wird: «Jedemnoch, wenn Herr Bartels eine Zeile von meiner Heine-Schrift verstehen sollte, so ziehe ich sie ganz zurück.» Als ich Kraus zum ersten Mal las, waren mir viele seiner Sätze ein Rätsel. Doch beim erneuten Lesen begriff ich allmählich, worauf er hinauswollte, und plötzlich gewannen die Sätze einer nach dem anderen klare Konturen, bis ich sie schließlich fast alle verstand; es war wie das Erlernen einer Fremdsprache.

Und Kraus *ist* fremd, fremder als seine bekannteren Zeitgenossen, weil sein Werk auf so besondere Art an eine Zeit und einen Ort geknüpft war – an längst vergessene Kontroversen, an in der Versenkung verschwundene Rivalen, an Zeitschriften und literarische Werke, die heute nur noch von Wissenschaftlern gelesen werden. Und doch hat uns Kraus in unserem mediengesättigten, technikverrückten, von der Apokalypse heimgesuchten historischen Moment paradoxerweise mehr zu sagen als seine leichter zugänglichen Zeitgenossen. Er selbst war sich dieses Paradoxons wohl bewusst: Er war ein weitsichtiger Prophet, dessen Schreiben immer auf das konzentriert war, was sich unmittelbar vor ihm abspielte. Er sprach, ganz bewusst, zu uns; aber um ihn hören zu können, müssen wir wissen, wovon er sprach. Und so habe ich ein stattliches Korps von Fußnoten aufmarschieren lassen, um seine inhaltlichen und literarischen Anspielungen zu erläutern, ein paar Abkürzungen zur Entschlüsselung seiner Sätze anzubieten, Rechen-

Zwei Richtungen geistiger Unkultur: die Wehrlosigkeit vor dem Stoff und die Wehrlosigkeit vor der Form. Die eine erlebt in der Kunst nur das Stoffliche. Sie ist deutscher Herkunft. Die andere erlebt schon im Stoff das Künstlerische. Sie ist romanischer Herkunft. Der einen ist die Kunst ein Instrument; der andern ist das Leben ein Ornament. In welcher Hölle will der Künstler gebraten sein? Er möchte doch wohl unter den Deutschen wohnen. Denn obgleich sie die Kunst in das Patentprokrustesbett ihres Betriebs gespannt haben, so haben sie doch auch das Leben ernüchtert, und das ist ein Segen: Phantasie gewinnt, und in die öden Fensterhöhlen stelle jeder sein eigenes Licht.²⁾ Nur keine Girlanden!

schaft von dem zornigen jungen Mann abzulegen, der ich war, als ich Kraus zum ersten Mal las, und aufzuzeigen, in welcher Weise sein Werk für die Welt, in der wir heute leben, von Bedeutung sein könnte.

2. In der Dichotomie «romanisch» und «deutsch», die sich durch diesen Aufsatz zieht, bezeichnet «romanisch» die romanischen Sprachen, insbesondere Französisch oder Italienisch.

Nicht dieser gute Geschmack, der dort drüben und dort unten das Auge erfreut und die Vorstellung belästigt. Nicht diese Melodie des Lebens, die meine Musik stört, welche sich in dem Gebrause des deutschen Werktags erst zu sich selbst erhebt.³⁾ Nicht dieses allgemeine höhere Niveau, auf

Paul Reitter, der hervorragende Kraus-Kenner und Autor der gelehrteren Fußnoten dieses Buchs, weist darauf hin, dass die Formulierung «öde Fensterhöhle» aus Schillers Gedicht *Das Lied von der Glocke* stammt. Kraus zitiert ständig, und ohne Zuordnung, wörtlich oder indirekt Texte, die seinem damaligen Publikum bekannt gewesen sein dürften, Lesern ein Jahrhundert später jedoch meist nicht.

3. Kraus' Argwohn gegenüber der «Melodie des Lebens» in Frankreich und Italien hat noch heute etwas für sich. Die Behauptung, die er hier aufstellt – in Paris oder in Rom eine Straße entlangzugehen sei per se ein ästhetisches Erlebnis –, wird durch die anhaltende Beliebtheit beider Länder als Urlaubsziele und den «Beneide mich»-Tonfall, in dem franko- und italophile Amerikaner von ihren Reiseplänen erzählen, bestätigt. Wer nach Deutschland fährt, sollte besser erklären können, was genau er da will, sonst wird man sich fragen, warum er nicht dorthin reist, wo das Leben schön ist. Bis heute beharrt Deutschland auf dem Primat des Inhalts gegenüber der Form. Wäre Coolness damals schon ein Begriff gewesen, hätte Kraus womöglich gesagt, Deutschland sei uncool.

Von da ist es nicht weit zu einer moderneren Variante der Kraus'schen Dichotomie: Mac versus PC. Besteht nicht

dem es so leicht ist zu beobachten, daß der Camelot in Paris mehr Grazie hat als der preußische Verleger. Glaubt mir, ihr Farbenfrohen, in Kulturen, in denen jeder Trottel Indivi-

das Wesen eines Apple-Produkts darin, dass man durch seinen bloßen Besitz Coolness erlangt? Ganz gleich, was jemand auf seinem MacBook Air hervorbringt – es zu benutzen, das elegante Design seiner Hard- und Software zu erleben, ist für sich genommen schon ein Genuss, so wie es ein Genuss ist, eine Straße in Paris entlangzugehen. Arbeitet man hingegen an einem klobigen, zweckmäßigen PC, bleibt einem zum Genießen nur die Qualität der eigenen Arbeit. Was Kraus über das Leben in Deutschland sagt, gilt auch für den PC: Er «ernüchtert», was man tut; er erlaubt einem, es ungeschönt zu sehen. Das traf vor allem in den Jahren der DOS-Betriebssysteme und in der frühen Windows-Zeit zu.

Eine der Entwicklungen, die Kraus beklagen wird – das Anhübschen der deutschen Sprache und Kultur mittels dekorativer, aus romanischen Sprachen und Kulturen importierter Elemente –, findet ihre Entsprechung in neueren Windows-Versionen, die immer mehr Merkmale von Apple übernehmen und doch ihre wesentliche, uncoole Windowshaftigkeit nicht verbergen können. Schlimmer noch – indem sie der Apple-Eleganz nacheifern, begehen sie Verrat an der alten, strengen Schönheit der PC-Funktionalität. Sie arbeiten nach wie vor nicht so reibungslos wie Macs, und sie sind, unter dem Aspekt von Coolness und Nützlichkeit, hässlich.

Und trotzdem möchte ich, um mit Kraus zu reden, lieber unter den PCs wohnen. Hätte ich je auf einen Apple um-

steigen wollen, so wäre dies von der bekannten, langlebigen Werbespotserie, die Menschen wie mich zu einem Wechsel motivieren sollte, vereitelt worden. Die Argumentation – Macs sähen gut aus, seien leicht zu bedienen, störungsfrei, unanfällig für Viren etc. – war in hohem Maß vernünftig, aber sie wurde von einem personifizierten Mac vorgetragen (verkörpert von dem Schauspieler Justin Long), der so unerträglich glatt war, dass die Windows-Miseren dagegen attraktiv erschienen. Man würde keinen Roman lesen wollen, der von einem Mac handelt: Was gäbe es da zu erzählen, außer dass alles super ist? Romanfiguren müssen echte Sehnsüchte haben; und die Figur in den Apple-Spots, die welche hatte, war der von John Hodgman gespielte PC. Seine Versuche, die eigenen Vorzüge zu verteidigen und cool zu tun, waren witzig, und er litt wie ein Mensch. Um zur Kraus'schen Dichotomie zurückzukehren – ich könnte mir in der Rolle des PC ohne weiteres einen deutschen Schauspieler und in der Rolle des Mac einen Franzosen vorstellen, niemals andersherum.

Das Wort «cool», das muss hinzugefügt werden, ist von der Technikbranche so vollständig vereinnahmt worden, dass ein verwandtes Wort wie «hip» vonnöten ist, um die Online-Stimmen jener zu beschreiben, die Justin Long grässlich fanden und John Hodgman für den Coolen hielten. Die Rastlosigkeit der Diskussion darüber, wer oder was heutzutage als hip gilt, mag ein Ergebnis dessen sein, was Marx bekanntermaßen als die «rastlose» Natur des Kapitalismus bezeichnet hat. Zu den schlimmsten Seiten des Internets gehört ja, dass es jeden in Versuchung führt, weltläufig zu sein – Standpunkte dazu einzunehmen, was hip ist, und, um bloß nicht als unhip zu gelten, die Standpunkte aller anderen mit in Betracht zu ziehen. Kraus mag sich um Hipsein

dualität besitzt, vertrotteln die Individualitäten.⁴⁾ Und nicht diese mediokre Spitzbüberei der eigenen Dummheit vorgezogen! Und nicht das malerische Gewimmel auf einer alten Rinde Gorgonzola der verlässlichen Monotonie des weißen

an sich nicht gesichert haben, aber er nahm mit Wollust Standpunkte ein und hatte ein scharfes Gehör für die der anderen. Er war weltläufig, und das ist einer der Gründe, warum *Die Fackel* einem vorkommt wie ein Blog. Kraus verbrachte viel Zeit damit, Sachen zu lesen, die er grässlich fand, damit er sie mit triftigen Argumenten grässlich finden konnte.

4. So etwas darf man in Amerika heutzutage nicht sagen, egal, wie sehr die eine Milliarde (oder sind es inzwischen zwei?) «individualisierter» Facebook-Seiten einen dazu verleiten möchten. Kraus war seinen vielen Feinden damals als der «große Hasser» bekannt. Den meisten Schilderungen nach war er im privaten Leben ein sanftmütiger und großzügiger Mann mit vielen treuen Freunden. Doch wenn er einmal anfängt, ins Horn seiner polemischen Rhetorik zu stoßen, führt ihn das in extrem heftige Register.

(Nebenbei bemerkt, ist es amüsant, das Wort «heftig» im Kiffer-Tonfall zu sagen. «Heftig» sein ist uncool; und in der Welt der Coolness und Uncoolness – jenem Schulcafeteria-Kosmos der Gawker-Verunglimpfungen und Twitter-Popularitätstests – ist das höchste Register, das die Kulturkritik gefahrlos ziehen kann, «krass». Im Grunde ist «krass» der Zwilling von «cool».)

Wie der Aufsatz deutlich machen wird, handelt es

Sahnenkäses! Schwer verdaulich ist das Leben da und dort. Aber die romanische Diät verschönert den Ekel: da beißt man an und geht drauf. Die deutsche Lebensordnung verekelt die Schönheit, und stellt uns auf die Probe: wie schaf-

sich bei den individualisierten «Trotteln», die Kraus im Blick hatte, nicht um das gemeine Volk. Obwohl er elitär klingen könnte und obwohl er die rechtskonservativen Antisemiten für Idioten hielt, ging es ihm nicht darum, die breite Masse oder das Banausentum zu verunglimpfen; der kalkulierte Schwierigkeitsgrad seines Schreibstils war keine Barrikade gegen die Barbaren. Er zielte vielmehr auf intelligente, gebildete Vertreter des Kulturlebens ab, die sich eine künstliche Art von Individualität aneigneten – Leute, die, fand Kraus, es hätten besser wissen müssen.

Unklar ist, ob seine schrillen Ex-cathedra-Angriffe der effektivste Weg waren, um bei den Menschen einen Sinneswandel herbeizuführen. Aber ich gebe zu, dass ich eine Spielart seiner Enttäuschung empfinde, wenn ein Romanautor, der es meiner Meinung nach hätte besser wissen können, nämlich Salman Rushdie, Twitter erliegt. Oder wenn eine politisch engagierte Zeitschrift, die ich schätze, *n+1*, Zeitschriften als rettungslos «männlich» heruntermacht, das Internet als «weiblich» feiert und dabei irgendwie zu berücksichtigen vergisst, dass es freischaffende Schriftsteller zunehmend und immer schneller verarmen lässt. Oder wenn rechtschaffene linke Professoren, die sich einst gegen Entfremdung zur Wehr gesetzt – und den Kapitalismus wegen seines rastlosen Angriffs auf jede ihm in die Quere kommende Tradition und Gemeinschaft kritisiert – haben, das

fen wir uns die Schönheit wieder? Die romanische Kultur macht jedermann zum Dichter. Da ist die Kunst keine Kunst. Und der Himmel eine Hölle.⁵⁾

kommerzialisierter Internet auf einmal als «revolutionär» bezeichnen, bereitwillig Apple-Computer benutzen und nicht aufhören, deren Vorzüge zu preisen.

5. In dieser Passage verbirgt sich die Folgerung, dass Wien, Kraus' großes Thema, ein Zwischending sei. Der Sprache und Orientierung nach deutsch, war Wien doch die Kohauptstadt des österreich-ungarischen Reichs, das römisch-katholisch war und sich bis weit nach Südeuropa hinein erstreckte, und dazu war es in die eigene Vorstellung von seinem besonderen, charmanten wienerischen Geist und Lebensstil verliebt. («Die Straßen Wiens sind mit Kultur gepflastert. Die Straßen anderer Städte mit Asphalt», lautet einer von Kraus' Aphorismen.) Kraus betrachtete den vermeintlichen kulturellen Charme der Stadt als einen Mantel der Heuchelei, der über tiefe, bald katastrophal werdende Widersprüche gebreitet wurde, und diese Widersprüche wollte er mit seiner Satire aufdecken. Der Anfang seines Aufsatzes mag mit der romanischen Kultur härter ins Gericht gehen als mit der deutschen, tatsächlich aber reiste Kraus gern nach Italien und hatte dort einige seiner romantischsten Erlebnisse. Das Land mit dem wahrhaft gefährlichen Bruch zwischen Inhalt und Form war für ihn Österreich, das sich rasch modernisierte und industrialisierte, dabei jedoch die politischen und gesellschaftlichen Muster des frühen 19. Jahrhunderts beibehielt. Kraus, der verhin-

Heinrich Heine aber hat den Deutschen die Botschaft dieses Himmels gebracht, nach dem es ihr Gemüt mit einer Sehnsucht zieht, die sich irgendwo reimen muß und die in unterirdischen Gängen direkt vom Kontor zur blauen Grotte führt. Und auf einem Seitenweg, den deutsche Männer mei-

derte Journalist, war besessen von der Vorstellung, dass die modernen Zeitungen beim Vertuschen dieser Widersprüche eine Rolle spielten. Wie die Hearst-Zeitungen in Amerika hatte die bürgerliche Wiener Presse enormen politischen und finanziellen Einfluss und war nachweislich korrupt. (Einen großen Teil seiner frühen Berufsjahre verwannte er darauf, ihre Korruptheit zu entlarven, wobei er munter Namen nannte.) Obwohl es der Wiener Presse, anders als Hearst, der 1898 den spanisch-amerikanischen Krieg mitverursachte, nie gelang, einen Konflikt direkt anzuzetteln, profitierte sie doch gewaltig vom Ersten Weltkrieg und trug dazu bei, so charmante Wiener Mythen wie den «Heldentod» über Jahre des maschinellen Abschlachten hinweg am Leben zu erhalten. Der Weltkrieg war die österreichische Apokalypse, die Kraus prophezeit hatte, und er nahm die Mitschuld der Presse unerbittlich aufs Korn.

Wien im Jahr 1910 war also ein Sonderfall. Man könnte allerdings die Ansicht vertreten, dass Amerika im Jahr 2013 ein ähnlicher Sonderfall sei: ein ebenfalls geschwächtes Imperium, das sich seine Einzigartigkeit einzureden versucht, während es auf eine Apokalypse zusteuert, sei sie finanziell oder epidemiologisch, klimatisch-ökologisch oder thermonuklear. Mag sein, dass unsere radikale

den: von der Gansleber zur blauen Blume.⁶⁾ Es mußte geschehen, daß die einen mit ihrer Sehnsucht, die andern mit ihren Sehnsüchten Heinrich Heine für den Erfüller hielten.

Linke Religionen hasst und findet, wir hätschelten Israel, unsere radikale Rechte dagegen illegale Einwanderer hasst und findet, wir hätschelten Schwarze, und mag sein, dass niemand weiß, wie die Wirtschaft jetzt, da unsere Arbeitsplätze im Fertigungsbereich ins Ausland abgewandert sind, weiter funktionieren soll – aber faktisch ist das Wesen unseres Alltags die totale elektronische Zerstreung. Wir sind unfähig, den wahren Problemen ins Gesicht zu sehen; wir haben eine Billion Dollar ausgegeben, um ein Problem im Irak, das eigentlich keins war, eigentlich nicht zu lösen; wir können uns noch nicht einmal darauf einigen, wie sich verhindern lässt, dass die Kosten des Gesundheitswesens das Bruttosozialprodukt verschlingen. Dafür können wir uns aber alle darauf einigen, uns den coolen neuen Medien und Technologien auszuliefern und die Unternehmen von Steve Jobs, Mark Zuckerberg und Jeff Bezos auf unsere Kosten profitieren zu lassen. Die Situation, in der wir uns befinden, ist derjenigen Wiens im Jahr 1910 ziemlich ähnlich, nur dass die Zeitungstechnologie (Telefon, Telegraph, Schnelldruckerpresse) durch die digitale Technologie und der Wiener Charme durch amerikanische Coolness ersetzt worden sind.

6. Vom Judentum zur Romantik, scheint Kraus damit zu sagen. Die blaue Blume ist das geheimnisvolle zentrale Symbol in Novalis' unvollendetem Roman *Heinrich von Ofterdingen*.